

Reise eines jungen Zürchers durch Südfrankreich und Italien in den Jahren 1773 und 1774

Autor(en): **Schulthess-Rechberg, G. von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **22 (1899)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985827>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reise eines jungen Bürchers durch Südfrankreich und Italien in den Jahren 1773 und 1774.

Von Prof. G. von Schultheß-Rechberg.

Nach Anschauung und Sitte des vorigen Jahrhunderts konnte die Ausbildung eines jungen Mannes nicht für abgeschlossen gelten, wenn er sich nicht zuvor auf größeren Reisen in der Welt umgesehen hatte. So dachte man besonders auch in den Kreisen der zürcherischen Kaufmannschaft. Der junge Geschäftsmann sollte durch die Anschauung anderer Länder und die Berührung mit fremden Menschen seinen Gesichtskreis erweitern und seine Umgangsformen bilden, ehe er sich ans väterliche Comptoir band. Bildung in diesem höheren Sinne war der Hauptzweck solcher Reisen, erst in zweiter Linie stand das Berufsinteresse der Erlernung fremder Sprachen, der Kenntnißnahme ausländischer Geschäftsmärkte und der Anknüpfung merkantiler Verbindungen. Eines der wesentlichsten Requisite bildeten dabei gute Empfehlungsbriefe, welche dem Reisenden in einem behaglich lebenden und für alles menschliche empfänglichen Zeitalter leicht auch die angesehensten und vornehmsten Thüren öffneten. Neben den Menschen war es besonders die Natur und zwar sowohl die Landschaft, welche unterwegs an den Augen vorüberzog, als die in naturhistorischen Cabineten ausgestellten merkwürdigen Gebilde ihres Schaffens, was das Interesse in Anspruch nahm, weniger die bildende Kunst und das Historische oder Antiquarische, welches heute, zumal in

Italien, fast allein gewürdigt zu werden pflegt. Wo möglich legte man sich eine Sammlung von Ansichten oder naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeiten an, welche zu Hause als Andenken aufbewahrt und gelegentlich an die Nachkommen vererbt wurde, in jedem Fall aber war man bemüht, die flüchtigen Eindrücke der Reise in einem Tagebuch für's Leben festzulegen.

Ein Reisender dieser Art war auch Herr Leonhard Schultheß von Zürich, welcher als zwanzigjähriger Jüngling in Begleitung ein Mentors von Genf aus Südfrankreich und Italien durchzog, um schließlich in Bergamo zum Zweck gründlicher Einführung in die Seidenfabrikation für längere Zeit Aufenthalt zu nehmen. Sein Vater war Caspar Schultheß zum Rechberg, Mitglied des kaufmännischen Direktoriums, ein vielseitig gebildeter, angesehener Kaufmann, der erste Inhaber der goldenen Medaille der Stadt Zürich, welche für ihn geprägt wurde, weil er in der Theuerung der Siebzigerjahre Stadt und Landschaft mit Getreide versorgt hatte; seine Mutter geb. Barbara Hirzel starb früh. Von Leonhard selbst ist nicht viel zu sagen; sechs Brüder gingen ihm voran, welche aber alle in der Kindheit oder reiferen Jugend starben, während vier Schwestern mit ihm emporkamen. Er war von zarter Constitution und sein Leben lang kränklich; am 27. April 1803 starb er an einem Schlaganfall einige Monate vor seinem damals im 95. Altersjahr stehenden Vater. Wir werden ihn als früh gereiften und intelligenten Mann kennen lernen, und seine Thätigkeit im väterlichen Geschäft, Caspar Schultheß & Cie., kann nicht ohne Bedeutung gewesen sein. Es scheint jedoch, daß er hier und überhaupt neben dem energischen und kraftvollen Vater nicht recht zur Geltung kam. Auch seine Gattin, geb. Meyer von Straßburg, trat mehr hervor; „durch sie wurde“, urtheilt Bögeli im „alten Zürich“, „das Schultheß'sche Haus der Sammelpunkt der vornehmen, namentlich diplomatischen Welt, die hier auf einer Hausbühne das Ver-

gnügen theatralischer Aufführungen in französischer Sprache genoß“. Ihrer Ehe entsprangen zwei Söhne, deren einer der bekannte Numismatiker war.

Der Begleiter, welchen Herr Caspar Schultheß seinem Sohne mitgab, war durch seinen zuverlässigen Charakter und durch seine Übung im Reisen wohl geeignet, die Besorgnisse, welche der Vater für seinen allein übrig gebliebenen Sohn hegen mochte, zu zerstreuen. Derselbe ist den Lesern des Zürcher Taschenbuches nicht unbekannt. Es ist Hans Rudolf Schinz, geb. 1745, gest. 1790, seit 1778 Pfarrer in Utikon, begeisterter Freund und eifriger Förderer der Naturwissenschaften, Verfasser der werthvollen „Beiträge zur näheren Kenntniß des Schweizerlandes“. Eben war derselbe von einer mehrmonatlichen Schweizerreise mit 8 jungen Zürichern — deren anmuthige Beschreibung im Jahrgang 1892 wiedergegeben ist¹⁾ — zurückgekehrt, als die Einladung zu dem größeren Unternehmen an ihn ergieng. Herr Schinz erklärte sich bereit und traf mit dem seiner Fürsorge anvertrauten Schultheß, welcher seine kaufmännische Lehrzeit in Genf gerade beendet hatte, in den ersten Novembertagen des Jahres 1773 in Lausanne zusammen.

Unsere Kenntniß von den Erlebnissen und Wahrnehmungen der beiden jungen Männer entnehmen wir circa 30 Briefen, von denen einige wenige von Herrn Schinz in deutscher Sprache, weitaus die meisten aber von Herrn Leonhard in tadellosem Französisch und mit sehr schöner Hand geschrieben, an den Vater Schultheß gerichtet sind. Dieselben sind zufällig entstanden je nach Zeit und Gelegenheit und geben keineswegs ein vollständiges Bild der Reise; sie sind daher auch ihrem Inhalt nach von ver-

1) Eine Schweizerreise aus dem Jahr 1773, mitgetheilt von Dr. Otto Markwart, XV. Jahrg. pag. 169 ff.

Bzgl. ferner über Schinz: Ferd. Rudol. Festschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich 1796—1896, I. pag. 106—108.

schiedenen Werth und enthalten manches, was unsere Beachtung kaum verdient, daneben aber doch auch dieß und das sowohl über die bereisten Gegenden, als über Personen, als endlich über die Art und den Geist des Reisens vor hundert Jahren, was das Interesse des einen oder andern Lesers erregen dürfte¹⁾.

Nach Leonhard Schultheß' Absicht sollten freilich diese Briefe nicht die einzige Aufzeichnung über seine Reise bilden. Er schreibt ein Tagebuch, welches aber nicht mehr erhalten ist und übrigens nach dem Geständniß des Verfassers an Lücken gelitten haben muß. Schon nach vier Wochen berichtet er darüber an den Vater: „Das Tagebuch verursacht mir viel Mühe. Seit sechs Tagen sind wir wieder unterwegs; Morgens wird um 3¹/₂ Uhr aufgestanden, Abends kommen wir erst spät in unser Quartier. Wenn man sich vom Abendessen erhebt, ist's immer 10—11 Uhr und man geht dann gerne zu Bett.“ Und später einmal: „Seit Neujahr habe ich das Tagebuch neuerdings und mit mehr Eifer aufgenommen und bis heute fortgesetzt. Ich führe es weniger einläßlich als früher, statt 4 oder 5 Seiten nur 1 oder 2, je nach Umständen. Auch Herrn Schinz verursacht es nicht weniger Mühe als mir; aber er schreibt im Wagen, im Tragstuhl, auf der Straße, kurz überall, was ich nicht zu thun im Stande bin. Ueberdieß bleibt er Abends bis Mitternacht oder 1—2 Uhr auf. Mir verursacht es Kopfwahl, wenn ich 2 oder 3 Abende hindurch mich erst so spät zur Ruhe lege; Herr Schinz aber ist daran gewöhnt. Ueberdieß lese ich täglich irgend etwas in einem der Bücher, die ich bei mir habe; Herr Schinz aber liest nicht. Trotz alledem aber ist er mit seinem Tagebuch um einige Tage im Rückstand. Und Sie glauben nicht, wie viel Mühe es verursacht, Versäumtes wieder nachzuholen.“

¹⁾ Es sei bei diesem Anlaß bemerkt, daß diese Mittheilungen im Familienkreise vorgetragen wurden und nur für diesen bestimmt waren. Die Redaktion des Taschenbuchs erbat sie sich, indem sie glaubte, dieselben einem weiteren Kreise darbieten zu dürfen.

Noch ein Wort über das gegenseitige Verhältniß des Schreibers und des Empfängers der Briefe. Wir deuteten bereits an, daß der Vater Ursache hatte, sich um Leben und Gesundheit seines einzigen zarten Sohnes zu sorgen; wir wundern uns daher auch nicht, daß er diesem und seinem Begleiter wiederholt gesundheitliche Rathschläge erteilt und Instruktionen, wie den Gefahren des Reisens vorzubeugen sei. Aber es geht weiter, wenn er über die richtige Verwendung und den haushälterischen Gebrauch des Geldes, über die zweckmäßigste Benutzung der Zeit und die beste Manier, sich unterwegs zu belehren, Mahnungen an seinen Sohn richtet, und von ihm Rechenschaft über die Befolgung derselben fordert. Wir entnehmen das, da die Briefe Herrn Caspars größtentheils verloren sind, aus den Antworten Leonhards, welche von Erklärungen, Entschuldigungen und Versprechungen durchzogen sind. Die Autorität, welche hier der Vater seinem Sohn gegenüber in Anspruch nimmt und anderseits die Bescheidenheit des doch völlig zum Manne gereiften Jünglings, sowie der Gehorsam, womit er sich den Plänen des Vaters fügt und auf dessen Wünsche ohne weiteres eingeht, auch wo sie seinem wohlerrwogenen Urtheil zuwiderlaufen, sind charakteristisch für jene Zeit, aber nicht allein dieß, sondern auch ein ehrenvolles und gelegentlich rührendes Zeugniß für die kindliche Pietät des Sohnes.

Doch lassen wir nun unsere beiden jungen Landsleute ihre Reise antreten. Wir begleiten sie zunächst von Lausanne nach Genf, wo noch verschiedene Veranstaltungen zu treffen sind, unter anderm ein Diener engagirt wird, welcher sich auf die Behandlung der Perrücke und das Rasiren versteht, und bereit ist, die Reise auf dem Rutschbock mitzumachen. Die erste weitere Station ist Lyon. Die Empfehlungsbriefe werden abgegeben, und unsere an einfachere Sitten gewöhnten Zürcher staunen über den Luxus der Lyoner Kaufherren, von welchen z. B. einer ein

vollständiges Tafelgeschirr aus Silber verwendet. Herr Schinz kann einem dieser freundlichen Gastgeber einen Gegendienst erweisen, indem er sein neugeborenes Kind tauft. Eine originelle Episode verdient Erwähnung. Unter den in Lyon sich aufhaltenden Zürchern traten besonders zwei junge Herren Escher vom Seidenhof¹⁾ in nähere Beziehung zu unseren Reisenden. Diese hatten die Bekanntschaft eines Italieners gemacht, welcher sich für einen Fürsten Borgheze aus dem hochadeligen römischen Geschlechte ausgab, und brachten auch unsere Herren Schultheß und Schinz mit ihm in Berührung. Doch hören wir, was der letztere dem Vater Schultheß hierüber zu erzählen weiß.

„Die Gebrüder Escher waren vor der Waag in Genf, als der Cavalier (d. h. eben der Fürst Borgheze) mit der Post in eigener Chaise ankam, da der Postillon versicherte, daß der Cavalier eine andere Chaise am Mont Genis habe stehen lassen. Er kam an die Tafel, ging vornehm aber simpel gekleidet, trug das Maltheserkreuz, und da er wenig französisch reden konnte, so redeten die Escheren italienisch mit ihm. Man sah ihn wenig, er beschäftigte sich mit Büchern. Er fuhr zum Voltaire hinaus, und da die Escheren diesen Gelehrten nie zu Gesicht hatten bekommen können, so hatten sie den Italiener, ob sie ihn dahin begleiten dürften. Ja freilich, sagte er. Voltaire empfing den Fremden mit Distinction, weil er vorher Empfehlungen für ihn bekommen, und wie bestürzt waren unsere Landsleut, da sie bei dieser Gelegenheit erfuhren, daß der Italiener ein Borgheze aus Rom, aus dem fürstlichen Haus der jüngste sei. Sie gingen in seiner Gesellschaft nach Lyon. Drei Wochen lang wohnten

¹⁾ Heinrich Escher, geb. 1753, nachmals Escher-Landolt im Berg, starb 1811 und Johannes Escher geb. 1754, nachmals ebenfalls Escher-Landolt im Felsenhof, starb 1819. Sie waren Söhne des Herrn Hans Caspar Escher im Seidenhof, Generalinspektors der Infanterie und Gerichtsherrn zu Islikon und Refikon, geb. 1729, gest. 1805.

sie mit ihm im dem gleichen Hause. Während dieser Zeit laufen Briefe für den Italiener ein, deren Ueberschrift einen Prinz Borghese declarieren. Es kamen andere Italiener, dem Borghese die Aufwart zu machen, ein Cavalier della Croce von Napoli &c. &c. Er sagte den Escheren er gehe nach Paris und logiere dort bei dem neapolitanischen Gesandten und wenn sie dahin kommen, so wolle er ihnen dort auch frei Logis procurieren. Zur Reis nach Marseille gab er ihnen einen Schlüssel zu seinem Zimmer, welches er bei dem neapolitanischen Consul habe. Das alles waren Anzeigen, daß er der sei für den er sich ausbebe; neben dem wußte er alles aus dem Haus Borghese zu sagen, und die Escher, die in selbigem gewesen, wußten, daß der jüngste Sohn auf Reisen sei. Wir bekamen ihn oft zu sehen und da wir einmal mit ihm bekannt waren, so bat ich ihn um Briefe nach Rom. Er wolle mir nur einen für seine Mutter geben, sagte er, und dann werden wir schon in Rom herum kommen. Er schrieb ihn wirklich; so oft ich aber aus seiner Gesellschaft kam, so stiegen mir Zweifel auf, wenn ich aber an den Maltheferorden dachte, den er öffentlich und in Gegenwart anderer Ritter trug, und alles zusammen nahm, was mir die Escheren von ihm sagten und ich selbst sahe, so konnte ich nicht mehr zweifeln. Den Escheren und ihrem Diener hat er kleine Geschenke gemacht und sie um keinen Heller weder betrogen, noch etwas auf ihren Namen hin gethan. Von Herrn . . . hat er für einen vermutlich falschen Wechsel eine ansehnliche Summe eingenommen, hat die Post bestellt und ist des folgenden Tags darauf gegen Paris verreist. Wir zweifelten keineswegs, daß er Borghese sei, bis wir nach Marseille kamen und ihm bei dem neapolitanischen und englischen Consul nachfragten. Da sagte uns der letztere, dieser Mensch sei auch in Marseille als ein Malthefer Ritter gewesen, habe aber viele Leute betrogen und sei allem Ansehen nach, sowie della Croce und einige Abbés, die in seiner Gesellschaft

gewesen, ausgemachte Erzbetrieeger. Wir schrieben nach Rom und erhielten von dort Nachricht, daß der ächte Borghese bereits in Rom sei; und also ist der, den wir in Lyon gekannt, ein Spitzbub. Uns hat er indessen kein Leids gethan, und die Empfehlung hätten wir in Rom nie abgegeben, ohne uns vorher zu erkundigen. Dies ist die ganze Geschichte. Wer hätte auf alles dieses hin nicht getraut? — Freilich aus dem Erfolg ist dies eine Warnung auch für uns, gegen alle Leute mißtrauisch zu sein, es sei denn, daß wir untrügliche Proben von ihnen haben.“ Das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts war an Hochstaplern und Schwindlern dieser Art besonders reich.

Die Reisenden setzen nun ihren Weg der Rhone entlang fort; ihre nächsten Mittheilungen kommen aus Avignon, wo Schultheß zum ersten Mal eine jüdische Synagoge sieht, an welcher er, wie an den hübschen Jüdinnen mit ihrem rostigen Teint, besonderes Wohlgefallen findet. In Marseille begibt er sich gleich zum Hafen, wo völlig fremdartige Bilder sein Auge fesseln und erfreuen: das Meer und das Leben und Treiben auf den Schiffen und am Gestade. Der achttägige Aufenthalt in dieser Stadt wird unterbrochen durch einen Ausflug nach Toulon; es gelingt, gegen die Regel, das großartige Arsenal und eines der 22 im Hafen liegenden Kriegsschiffe mit seinen 84 Kanonen zu besichtigen. Ein friedlicheres Bild bietet Hières, damals schon berühmter Badeort mit wunderschönen Gartenanlagen, Orangenhainen und Palmenwäldchen. In der Nähe interessiren unsere Freunde die Anlagen zur Gewinnung von Salz aus dem Meere. Als Schultheß erfährt, daß dieselben ihrem Besitzer — meist muß es der Staat gewesen sein — einen Gewinn von 120 – 125 % einbringen, da regt sich in ihm der Kaufmann, er schreibt an den Vater: „Mit solchen Geschäften wären wir bald die reichsten Leute der Schweiz“.

Die Weihnachtszeit ist mittlerweile herangerückt; da ent-

schließen sich die beiden Zürcher, die Festtage unter ihren reformirten Glaubensbrüdern in Nîmes, der Kapitale des französischen Protestantismus, zu verbringen. Die fast hundertjährige Verfolgungszeit seit der Aufhebung des Toleranzediktes von Nantes (1685) neigte sich ihrem Ende zu, doch durften die Protestanten sich noch immer nicht in den Städten versammeln und keine Gotteshäuser haben. Von einem dieser Gottesdienste berichtet Leonhard seinem Vater mit folgenden Worten: „Welch' rührendes und schönes Schauspiel! Zehntausend Personen kommen in die Einöde, eine halbe Stunde vor der Stadt, lediglich um der Religion willen, um eine Predigt zu hören, zu singen, kurz Gottesdienst zu halten. Der Weg, welcher an diesen einöden Ort führt, ist schlecht und steinig, und wenn man am Ziel ist, sieht man sich ohne allen Schutz vor den Unbilden der Witterung. Wahrlich, ich war sehr erbaut, als ich dieses sah. Der Geistliche betete, da knieten alle nieder und sprachen das Gebet nach; während der Predigt, welche ausgezeichnet war, herrschte lautlose Stille, dann nahmen alle knieend das h. Abendmahl, der Anblick war noch ergreifender als die Predigt.“ Des Nachmittags will er bei einem Geschäftsmann eine Empfehlung abgeben, da trifft er eine Versammlung von etwa 30 Personen, welche geistliche Lieder singen, beten und die h. Schrift lesen; so feiert man dort die Sonntage. Neben den Gottesdiensten interessieren Herrn Leonhard aber auch die zahlreichen Fabriken von Seidentüchern und seidenen Strümpfen, sowie die Färbereien und Wollwebereien; auch für die römischen Alterthümer, an welchen diese Stadt so reich ist, hat er einen Blick. Von der Promenade in Montpellier aus erspähen unsere Freunde in der Ferne die Pyrenäen.

Nun geht es wieder zurück ins Rhonethal und von da weiter nach Osten. Ueber Grenoble bemerkt Herr Leonhard kurz und weise: „eine sehr hübsche Stadt, es liegt hier ein Schweizerregiment, Bocca von Freiburg, auch befindet sich hier

ein Parlament, das wir in voller Sitzung sahen. Ich würde in dieser Stadt gerne ein ganzes Jahr bleiben, denn man lebt sehr regelmäßig hier und führt im allgemeinen ein sehr thätiges Leben.“ In Chambéry befindet man sich am Eingang zum Montcenispaß. Zwei Tage lang können die Reisenden noch einen Wagen benutzen, dann wird der Weg zu steil und zu schmal; Herr Schinz wandert nun zu Fuß, während Herr Schultheß ein Maulthier besteigt. Die Temperatur ist trotz starken Windes erträglich. Der liebliche See auf der Höhe, die hohen Berge ringsum, die wohlhabenden und hübschen Dörfer unterwegs entzücken den solcher Scenerien ungewohnten Leonhard. Der Abstieg erfolgt eine Strecke weit auf Handschlitten, dann trifft man wieder eine Straße und einen Wagen. „Frühlinghaft“ erschienen unsern Reisenden die Thäler des Südens im Vergleich mit dem winterlichen Savoiens. Auf Schritt und Tritt war ihnen auf dieser Strecke ein seltsamer Troß gefolgt. Eine englische Herzogin Kingston reiste mit zahlreichem Gefolge und zwei sechsspännigen Wagen nach Italien. Sie hatte wenige Monate zuvor ihren Gatten verloren, und beabsichtigte, sich durch den Genuß der Natur, der bildenden Kunst und besonders der Musik zu zerstreuen. Ihre Wagen mußten vor der Paßhöhe auseinander genommen werden und es bedurfte, um den Uebergang zu bewerkstelligen, 140—150 Mann und 40 Maulthiere. Das Seltsamste aber war, daß im Gefolge der Herzogin alle irgend ein musikalisches Instrument spielten; bei jedem Aufenthalte formirte sich das Orchester, und der Ort ertönte von einer musikalischen Weise. Herr Schinz bemerkt nicht ohne einen Anflug von Schadenfreude: „es war der Herzogin sehr zuwider, daß wir des Morgens immer früher als sie verreisten und also auch früher in den Nachtherbergen ankamen, die in dortiger Gegenden so klein und elend sind, daß sie, da wir die beste Schlafkammer als die Erst-angekommenen immer für uns ausersehen, mehrmal genöthiget

war, von uns abzuhängen“. — und weiter: „es war angenehm, die Anstalten und das Gebahren der vielen Männer zu sehen und wie eine Frau, die sich der Wohllichkeit (?) gewohnt, auf einem elenden Holzschlitten den rohesten und unbequemlichsten Weg zu machen sich in der Nothwendigkeit sehe.“ Herr Leonhard dagegen macht die Reflexion, daß man mit Geld alles zwingen, auch steile Berge mit schweren Kutschen übersteigen könne, freilich bedürfe es dazu viel Geld und der Uebergang über den Montcenis möge die Herzogin wohl 50 Louis d'or gekostet haben.

Turin mit seinen stattlichen Palästen, reich geschmückten Kirchen und gut angelegten Straßen macht auf unsere Reisenden den angenehmsten Eindruck; die erste Berührung mit italienischer Kunst bezaubert sie; aber sie müssen sich auch bald überzeugen, daß das Leben hier theuer ist, zumal zur Carnevalszeit. Ueberhaupt machen sie sich die Rechnung, daß sie künftig mit 1 Louis-neuf per Tag nicht mehr ausreichen werden. Und Herr Leonhard hält es für das Beste, das dem Vater ohne Verzug zu eröffnen. Er beginnt damit, ihn zu versichern, daß er niemals Luxusausgaben machen werde, sondern nur solche, welche unerläßlich seien, damit der Zweck der Reise erreicht werde. Aber dazu gehört manches, woran man vorher vielleicht nicht gedacht hat. Man hat Empfehlungsbriefe an allerlei große Herren aus der Handelswelt und anderen Kreisen, und da man die Besuche nicht zu Fuß machen darf, ist es geboten, eine Carosse zu miethen; auch muß man ein präsentables Zimmer haben, um Besuche zu empfangen. Will man etwas besorgen lassen, so geht es in Italien ohne reichliches Trinkgeld nicht ab, und ist man in der Lage, etwas zu kaufen, so wird man überfordert. Alles das verursacht Ausgaben. Dazu kommt, daß die Kleidung, welche die Beiden bisher getragen haben, den Anforderungen nicht mehr genügt. „Ich muß mir“, schreibt Schultheß, „einen vollständigen Anzug aus schwarzem Sammet anfertigen lassen, ebenso Herr

Schinz; nur so können wir vermeiden, galonirte Kleider zu tragen. Die Sitte erheischt es. Ich weiß wohl, daß ein Sammetrock bei uns [in Zürich] verboten ist, aber ich werde ihn ohne Knopflöcher machen lassen, so daß man ihn nachher in eine Weste oder Hose umwandeln oder zu irgend einem anderen Zweck wird verwenden können.“ Es scheint, daß der Vater sich mit diesen Auseinandersetzungen zufrieden gegeben hat.

Das Theater besuchten die Reisenden fast überall, das vorige Jahrhundert liebte diese Unterhaltung; von demjenigen zu Turin entwirft der Brieffschreiber folgende Schilderung: „Das Theater ist sehr schön, groß und geräumig und vermag 5 bis 6000 Personen zu fassen. 6 Logenreihen, eine über der andern sprechen für seine Höhe. Die Stücke sind jedoch etwas langweilig. Man spielt nur Opern, die 4—5 Stunden dauern und von denen man nichts versteht als die Musik, die allerdings recht gut ist. Die Decorationen sind prachtvoll. Die Bühne ist erstaunlich groß. Bei unserm letzten Besuch spielten 400 Personen darauf. Ganze Heerlager und Rathsversammlungen werden abgehalten, was in der That recht großartig wirkt. Die Opern werden etwa 40—60 Mal wiederholt. Die Logen bilden kleine getrennte Gemächer, worin man zur Unterhaltung zusammenkommt und ganz laut spricht. Ohne das könnte man die Länge der Opern und die Langweiligkeit der Recitative gar nicht aushalten.“

In Turin beschäftigt unsere Freunde auch die Frage, ob sie ihre Art zu reisen nicht etwas bequemer gestalten können. Herr Leonhard schreibt darüber: „was meine Gesundheit betrifft, so ist dieselbe Gott sei Dank sehr gut. Im Allgemeinen befinde ich mich immer wohl, wenn ich mich einige wenige Tage in Städten aufhalte; wenn ich mich jedoch während 7 bis 8 Tagen auf Reisen befinde, bin ich zuletzt immer ganz krank. Denn die Anstrengung ist bei dem frühen Aufstehen und späten Zubette-

gehen auf die Dauer zu groß für mich. Alle Welt rath uns, mit der Post (d. h. im eigenen Wagen aber mit Postpferden) zu reisen, was weit angenehmer und auch billiger wäre. Denn da wir den gleichen Weg, für welchen wir jetzt im Privatwagen acht Tage brauchen, in drei bis vier Tagen zurücklegen könnten, so würden wir nicht nur bedeutend Zeit sparen, um die wir uns dann länger in den Städten aufhalten könnten, sondern auch die entsprechenden Ausgaben an Geld in den zumeist schlechten und theuren Herbergen unterwegs. Außerdem ist zu bemerken, daß die Post in ganz Italien sehr angesehen und die sicherste Art des Reisens ist. Seit 20 Jahren weiß man kein Beispiel, daß die Post angegriffen worden wäre, während dies bei Kutschen oder Reisewagen häufiger der Fall ist. Auch ist Jemand, der mit der Post ankommt, überall wohl empfohlen. Die Post ist jeder andern Art des Reisens bei weitem vorzuziehen, und auch ich wäre durchaus dieser Ansicht, wenn nicht Herr Schinz mir einen sehr gewichtigen Gegengrund nennen würde, nämlich woher die Kutsche zu nehmen sei oder das Geld, eine solche zu kaufen. Denn das kostet immer 15—20 Louis, und wie wollten wir uns einrichten, nicht mehr als einen Louis per Tag auszugeben, wenn wir auf einmal eine so große Ausgabe machen würden. Es ist mir tatsächlich peinlich, den Gedanken zu verantworten, doch glaube ich immerhin, daß man einen solchen Wagen, den man zufällig billig gekauft hätte, leicht an einem anderen Ort zum selben Preis oder höchstens mit einem Verlust von 2 bis 3 Louis wieder verkaufen könnte. Uebrigens werden Sie darüber urtheilen.“ Der Vater stimmt in der Folge dem Vorschlag zu, und in Mailand wird eine Postkutsche angekauft.

Am 2. Februar nach zwölfstädigem Aufenthalt verlassen unsere Reisenden Turin und fahren bei kühlem aber klarem Wetter weiter nach Casale und Alexandria, berühmt durch den alljährlichen Seidenmarkt im Monat Mai, und über einen hohen

Ausläufer des Apennin mit wunderbarem Ausblick auf einen Perlenkranz von Dörfern und Städten und auf das Meer, nach Genua. Den Hafen finden sie bewundernswerth, auch viele Häuser, welche aber bei der Enge der Straßen nicht recht zur Geltung kommen. Der Handel Genuas ist ansehnlich, steht aber hinter demjenigen von Livorno zurück. — Die nächste Station der Reise liegt wieder im Norden: Mailand. Den berühmten Carnival von Mailand findet Herr Leonhard wenig amüſant. In Como wird ein Empfehlungsschreiben beim Bischof abgegeben, welcher sich mit den Reisenden in liebenswürdigster Weise unterhält und sie zu einer Spazierfahrt einladet. Ein ander Mal sehen sie den Erzbischof von Mailand; Herr Leonhard erzählt:

„. . . Letzthin wurden wir, aus Zufall oder günstiger Gelegenheit dem Erzbischof dieser Stadt vorgestellt, der uns höflich empfing und einige angenehme Mittheilungen machte, wie er z. B. vor 10 Jahren in Einsiedeln gewesen sei und daß man ihn dort versichert hätte, er werde bei einem allfälligen Besuche in Zürich dort trotz der Glaubensverschiedenheit mit jeder Art Ehrerbietung und Auszeichnung empfangen werden, was ihm sehr schmeichelhaft gewesen sei. Er hätte sehr gewünscht, diese Gegend zu sehen, wenn ihn nicht anderweitige Beschäftigungen davon abgehalten hätten. Der Mann ist sehr schön, hat einen fröhlichen und feinen Gesichtsausdruck und ganz weiße Haare. Er ist jetzt 79 Jahre alt. Er besitzt eine wunderschöne Gemäldeammlung, in der die besten Meister vertreten sind und die sehr geschätzt ist.“ Welch ein Gegensatz: das Protestanten verfolgende Frankreich Voltaires und der unbefangene Verkehr hoher italienischer Kirchenfürsten Italiens mit unseren jungen Reformirten!

Wir dürfen uns nicht aufhalten bei einzelnen Mittheilungen aus den kleinen Städten der Poebene über schöne Kirchen, Antiken, auserlesene Gemäldegalerien, welche den Stolz der kleinen Fürsten und der adeligen Herren bilden, so daß sie die Gewohnheit haben,

Fremde, die ihnen empfohlen werden, erst in ihre Galerien führen zu lassen, bevor sie sie empfangen. Parma — um doch nur eines zu nennen — hat ein Theater von außerordentlichen Dimensionen, in welchem die Bühne mit 4—5 Fuß Wasser überschwemmt werden kann zur Aufführung von Seeschlachten. In Modena haben die beiden Zürcher das Vergnügen, unerwarteter Weise einem Landsmann zu begegnen. Herr Schultheß berichtet:

. . . „Von Parma begaben wir uns nach Modena, einer kleinen aber sehr schönen Stadt, die man noch alle Tage dadurch verschönert, daß man die alten Häuser abträgt, neue errichtet und gerade Straßen zieht. Wir trafen dort durch einen ganz eigentümlichen Zufall einen Cavaliere Schumacher von Luzern, einen gewesenen Ratsherrn. Ohne uns irgendwie zu kennen, sah er uns auf der Straße an ihm vorübergehen, und der Zufall wollte, daß ich mit Herrn Schinz deutsch sprach. Da trat er zu uns heran und sagte: Ihrer Sprache nach scheinen Sie, meine Herren, aus der Schweiz zu stammen, wollen Sie mir gefälligst einige Nachrichten aus meiner Heimat geben, denn auch ich bin Schweizer. Wir unterhielten uns lange, und in der Folge erwies er uns über Erwarten viele Gefälligkeiten.“

Wie unsere Reisenden nach Rom gelangt sind vernehmen wir nicht; es müssen Briefe verloren gegangen sein. Sie beabsichtigten, über Ancona und Voretto zu reisen, um das Toscanische für den Rückweg zu versparen. Auch aus Rom selbst sind die Nachrichten weniger zahlreich, und namentlich weniger gehaltreich als man erwarten sollte. Leonhard entschuldigt sich — nicht ganz mit Recht — Schildern sei nicht seine Sache, auch war der Reichthum der Eindrücke wohl zu groß. Von Interesse ist eigentlich nur die Audienz beim Papst¹⁾, über welche wir folgendes vernehmen: „Vorgestern hatten wir die

1) Es ist der bekannte liberale Papst Clemens XIV, welcher am 16. August 1773 durch die Bulle: Dominus ac redemptor noster den Jesuitenorden aufhob. Er starb am 22. September 1774.

Ehre, mit Herrn von Bonstetten von Bern und Herrn Scherer von Lyon dem Papst vorgestellt zu werden. Es war nur Zufall, daß diese beiden Herren zugleich mit uns vorgelassen wurden, da sie, ohne uns zu kennen, in der gleichen Absicht gekommen waren. Der Maestro di Camera, Herr Potenziani, sagte uns, daß sie auch Schweizer seien und fragte, ob wir zugleich mit ihnen vorgelassen zu werden wünschten. Wir antworteten bejahend und machten darauf im päpstlichen Vorzimmer Bekanntschaft mit denselben. Der Papst empfing uns äußerst freundlich und sagte, daß er uns bald in die Schweiz einen Nuntius senden und daß er denselben derart auswählen werde, daß wir alle Ursache hätten, zufrieden zu sein. Außerdem sagte er uns noch mancherlei sehr verbindliche Dinge, und nach einer halbstündigen Unterhaltung verabschiedete er uns. Nachher machten wir dem Maestro Domo und dem Secretario del Stato, Signore Pallavicino einen Besuch.“

Gar so gewichtig scheint übrigens das Gespräch des h. Vaters mit seinen Besuchern nicht gewesen zu sein, denn als Herr Caspar genau wissen möchte, was denn der Papst die ganze Zeit mit ihnen geredet habe, da bedauert der Sohn, es nicht mehr zu wissen, Herr Schinz habe gleich nachher darüber an einen Freund in Zürich geschrieben, bei welchem es allenfalls zu erfahren wäre.

Die Mittheilungen über Gesehenes und Erlebtes werden gelegentlich unterbrochen durch Ausführungen mehr persönlicher Art, von denen die folgenden in einem Brief vom 30. März 1774 aus Rom nicht ohne Interesse sind:

. . . „Ich habe nur wenige von den Büchern bei mir, die ich aus denen, die ich in Zürich besitze, ausgewählt habe, nämlich: die italienische Grammatik, Langhans: Von den Lastern, die sich an der Gesundheit des Menschen selbst rächen, und Büsching¹⁾. Die übrigen habe ich nach Bergamo geschickt. Sie werden mir

¹⁾ Ant. Friedr. Büschings Erdbeschreibung, ein mit größtem Fleiß zusammengestelltes 22bändiges Werk, bedeutete für die damalige Zeit eine

zugeben, daß dies keine schlechten Bücher sind. Im allgemeinen besitze ich überhaupt kein schlechtes Buch; ich werde Ihnen nach meiner Rückkehr alle diejenigen, die ich habe, zeigen und bin sicher, daß Sie alle billigen und lieben werden. Herr Schinz geht in dieser Beziehung sehr weit (vielleicht hatte Herr Schinz ein mißbilligendes Wort über die Lektüre Herrn Leonhards an den Vater geschrieben): alle Bücher, die nicht theologischen Inhalts sind oder von andern ihm geläufigen Wissenschaften handeln, werden ohne Ausnahme als schlecht bezeichnet, so Romane jeglicher Art, die Tagesbroschüren u. c.; alle Bücher dieser Art, auch die Zeitungen stecken nach seiner Ansicht voll Lügen, und es ist verlorene Zeit, sie zu lesen. Ich finde das übertrieben, da es in allen Dingen Gutes und Schlechtes gibt und man nie blindlings absprechen soll, sondern nur mit Sachkenntnis. Phocion¹⁾, Marmontels Bélisaire²⁾ und andere Bücher der Art scheinen mir zweifellos gut zu sein, obwohl sie nicht nach dem Geschmacke des Herrn Schinz sind. — Herr Schinz besitzt keine italienischen Bücher, und ich werde mir deshalb hier ein solches kaufen und mich, soweit es mir möglich ist, auf das Studium dieser mir so nothwendigen Sprache verlegen, in der ich, wie ich mehr und mehr einsehe, weit mehr im Rückstand bin, als ich gedacht hatte. Von Nachtheil ist es, daß man überall französisch spricht und selbst Herr Schinz mich immer deutsch anredet, obwohl ich ihn oft gebeten habe, nur italienisch mit mir zu sprechen. Unsere alte

wissenschaftliche Leistung wie diejenige Elisée Reclus' für die heutige, so verschieden auch Anlage und Durchführung der beiden Werke ist. Da Büsching neben außerordentlich reichen topographischen Angaben auch verhältnißmäßig viele Hinweise auf Merkwürdigkeiten und Sehenswürdigkeiten enthielt, galt er für Reisende seiner Zeit als unentbehrlicher Bändeker.

1) Es ist damit wohl das Werk des Abbé de Mably: *Entretiens de Phocion sur les rapports de la morale avec la politique* gemeint.

2) Eine etwas langweilige Nachahmung von Fénelons *Telemach*.

Gewohnheit, deutsch zu sprechen, bewirkt, daß er es stets vergißt. Es wäre für mich sicherlich von großem Vorteil gewesen, wenn Sie mir gestattet hätten, mich selbst um alles zu kümmern und alle Auslagen unter der Aufsicht von Herrn Schinz selbst zu bezahlen; ich wäre dann genöthigt gewesen, mit Leuten zu sprechen und zu unterhandeln, welche nur italienisch verstehen. So hätte ich das Italienische halb aus Grundsatz, halb aus Routine soweit erlernt, bis ich es vollständig beherrscht hätte. Mit Leuten von Stande in einer Sprache zu reden, die man nicht beherrscht und in der man viele Fehler macht, ist weder höflich noch angenehm. Doch Geduld! Ich muß meinen hie und da erkaltenden Fleiß eben verdoppeln. Ich habe es Ihnen, lieber Vater, bereits gesagt und wiederhole es noch einmal, daß Sie mich unendlich verpflichten würden, wenn Sie mir, falls Ihnen dies nicht allzuvielen Mühe macht, immer italienisch schreiben wollten. Obwohl ich nicht so weit bin, um in der nämlichen Sprache zu antworten, kann ich sie doch verstehen und wird dies wesentlich zu meiner Uebung beitragen. Von Zeit zu Zeit werde ich es versuchen, Antwort zu geben. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen auch sagen, daß ich es für vorteilhafter hielte, ganz allein zu sein, da ich, gezwungen, alles Bemerkenswerte zu sehen, mit jedem zu sprechen und hie und da in Gesellschaft zu gehen, in einem Monat weiter vorwärts kommen würde, als so in dreien. Daß Herr Schinz alles für mich besorgt, alle Ausgaben bestreitet, mein Erklärer ist, gibt mir um so viel weniger Gelegenheit, mich in der Landessprache zu vervollkommen und die Dinge aus Erfahrung kennen zu lernen. Sie werden mir sagen, daß Sie gut thun, mich nicht Situationen auszusetzen, denen ich aus Mangel an Erfahrung nicht gewachsen wäre. Es ist wahr, daß dies vorkommen könnte, doch würde ich die Folgen bald kennen lernen, sie vermeiden und durch größere Erfahrung mehr gewinnen und außerdem besser lernen, mich selbst zu regieren.

Glauben Sie ja nicht, lieber Vater, daß ich alles dies aus Vorurteil gegen Herrn Schinz sage. Im Gegenteil schätze ich ihn seiner Talente, seiner Beharrlichkeit und Beherrschung der Sachlage wegen, welche ihn gut unterrichtet und achtungswert machen, sehr hoch. Ich sage das nur darum, weil Sie mich hierüber anfragen und ich immer mit dem Sprichwort einig gehe, daß es besser ist, die Dinge mit eigenen Augen zu sehen, als durch diejenigen von andern.“ Etwas später berichtet Herr Leonhard: „Mit dem Italienischen gehts così così, wie die Italiener sagen. Daß ich nur wenige Leute sehe, mit denen ich frei sprechen kann, macht, daß ich nur langsam vorwärts komme, ich verstehe ziemlich gut, was man mir sagt, habe aber viel Mühe mit dem Sprechen. Bei Herrn Damon, wo wir uns aufhalten, sind 6 Franzosen, die schon 2, 3, 4 Monate hier sind, ohne auch nur das Geringste zu verstehen. Bei Damon sind stets 16 Personen zu Tische, und ich kann Sie versichern, daß unter diesen allen nicht 5 sind, die das Italienische gut sprechen. Ein Engländer, Namens Sforth, ist während eines Jahres durch ganz Italien gereist und versteht noch jetzt kein Wort italienisch. Ich will mich damit nicht entschuldigen, sondern nur sagen, daß man länger braucht, um italienisch sprechen zu lernen, als man glaubt. Trotz allem Suchen haben wir bis jetzt noch kein einziges italienisches Buch finden können, das gut und angenehm zu lesen wäre. Es gibt nur alte theologische Bücher, die durchaus nicht angenehm sind. . . .“

Ein andermal bemerkt er, er hätte gewünscht, einen Sprachlehrer zu nehmen, um mit ihm sprechen zu können, Herr Schinz habe aber nicht gewollt.

Als der Vater wissen will, ob der Sohn gehörig darauf bedacht sei, seine Kenntnisse zu bereichern, antwortete dieser: „Sie fragen mich, mein lieber Vater, ob ich an der Malerei Gefallen finde, ob ich die von den Malern gebrauchten Fachaus-

drücke kenne und ob ich mir in meinem Tagebuche die Namen der berühmtesten Maler und Künstler aufzeichne. Um die Wahrheit zu sagen, muß ich bekennen, daß ich mir diese Namen nicht aufgeschrieben und mich darauf beschränkt habe, nachzulesen, was Volkmann und Richard ¹⁾ in der Beschreibung ihrer Reisen in Italien darüber sagen. Wir führen diese Bücher beständig mit uns und vergleichen die Gemälde mit den Urteilen, welche sie darüber fällen. Ich kenne die Namen der berühmtesten Maler und Künstler ziemlich gut und verstehe die in der Malerei gebräuchlichen Kunstausdrücke. Um aber aufrichtig zu sein, habe ich für die Malerei nicht allzuviel Sinn und bin kein allzu guter Kenner derselben. Die Architektur sagt mir weit mehr zu, und ich glaube darüber mehr zu wissen. Im allgemeinen ist in dieser Hinsicht auch Herr Schinz nicht besser beschlagen.“

Nach einmonatlichem Aufenthalt verlassen die Reisenden in den letzten Apriltagen Rom, um Neapel zu besuchen, die damals noch mehr als heute von dem Zauber einer eigenartigen Romantik umwobene Vesuvstadt. Ein Brief Herrn Leonhards vom 10. Mai beschreibt die Reise in anschaulicher Weise:

„Beim Verlassen Roms trifft man am Wege zunächst eine ziemliche Anzahl von antiken Denkmälern, die all' ihres Schmuckes beraubt sind, aber doch noch von der Größe der alten Römer zeugen. Die meisten dieser Bauwerke bestehen aus Backsteinen, welche jedoch einst mit Marmor überkleidet waren. Man begegnet auch einem antiken Aquädukt, welcher heute noch dazu dient, Wasser zur Speisung der wunderbaren Brunnen in die Stadt zu leiten. Derselbe ist beinahe 7 Meilen lang. Bald

¹⁾ Gemeint sind wohl J. J. Volkmanns histor. krit. Nachrichten von Italien, welche eine Beschreibung des Landes, der Sitten, der Regierungsform, des Zustandes der Wissenschaften und besonders der Werke der Kunst enthalten. 3 Bände; und Richard, Guide du voyageur en Italie, ein Werk, welches noch 1826 neu aufgelegt wurde.

nachher gelangt man zum Flecken St. Marino, mit ziemlich ansehnlicher Bevölkerung. Dann aber wird die Gegend öde, was mehr vom Mangel an Bevölkerung und Gewerbesleiß herrührt, als von der Beschaffenheit des Bodens, welcher ausgezeichnet ist. Außerhalb St. Marino sieht man zur Linken Castel Gondolfo mit seinem See, die Stadt Albani und immer noch viele antike Ruinen. Darauf betritt man den Wald von Fayole, berühmt durch das ausgezeichnete Bauholz, welches er für die Marine liefert. Die ganze Gegend ist sehr einsam, aber merkwürdig genug. Man kann 4—6 Stunden Weges machen, ohne auf etwas anderes zu stoßen, als eine häßliche kleine Posthaltestation, wo man zur Weiterreise die Pferde wechselt. Aber es gibt auch Punkte von einzigartigem landschaftlichem Reiz. Ich habe mir unterwegs mehrfach gewünscht, physikalische und botanische Kenntnisse zu besitzen, da ich sicherlich genügende Befriedigung meiner Wißbegierde gefunden haben würde. Es begegnete uns eine Unmasse von Pflanzen, die wir nicht kannten; viele andere aber, welche wir in Zürich nur mit großer Mühe erhalten und aufziehen können, wachsen hier wild, z. B. Lorbeerbäume, Feigenbäume, Aloës, Myrthen, Olivenbäume, Orangen- und Citronen-Bäume u. v. a. Die Straße ist die ganze Zeit ziemlich schlecht, und wird erst bei der Annäherung an Veletri besser, einer ziemlich bedeutenden und sehr angenehmen Stadt, die eine der lachendsten Lagen hat. Sie ist heute Bischofsitz und weist verschiedene prachtvolle Kirchen und Paläste auf. Hier blieben wir über Nacht. Gerade als wir ankamen, ermordete ein Mann einen andern mit der größten Kaltblütigkeit, indem er ihn mit einem Messerstich auf der Stelle tot niederstreckte. Traurige Art, eine erlittene Beleidigung zu rächen! Der Mörder machte sich aus dem Staube und hinterließ Frau und Kinder des Verstorbenen in Verzweiflung und tiefstem Schmerz. — Von Veletri gelangt man zur Poststation Case Fondato, wo man bereits die verdorbene

Luft und die pontinischen Sümpfe zu spüren beginnt, welche 10 Stunden lang und 1—2 Stunden breit sind. Der Boden ist ausgezeichnet und wäre für den Anbau überaus günstig, wenn nicht die große Anzahl der hier zusammenfließenden Regenbäche und Quellen, welche keinen Abfluß haben, bewirken würde, daß das Wasser stets 2—3 Fuß hoch steht, weshalb es unmöglich ist, das Land zu bebauen. Außerdem wird dieses Wasser sumpfig und schlammig und verbreitet einen unangenehmen Geruch, welcher die Luft verpestet und Krankheiten erzeugt, so daß die Bevölkerung der Umgegend zusehends abnimmt. Verschiedene Päpste haben es versucht, diese Sümpfe trocken zu legen, indem sie Entwässerungskanäle ziehen ließen. Sie sind aber an der Größe eines derartigen Unternehmens gescheitert, schon wegen der daraus entspringenden ungeheueren Kosten, noch mehr aber darum, weil dies den Interessen einiger der mächtigsten Familien Roms zu wider lief, welche größeren Nutzen aus diesen Sümpfen in ihrem jetzigen Zustande zogen. Diesen Familien wagt der Papst nicht zu widersprechen, sondern wünscht mit ihnen um jeden Preis auf gutem Fuße zu bleiben. — Unser nächstes Nachtquartier war Piperna, eine schlecht gebaute und unansehnliche kleine Stadt. In der Umgegend sieht man viele Büffel, große Tiere, den Ochsen ähnlich, meist von schwarzer Farbe. Es sind dies sehr starke Tiere, welche größere Lasten ziehen als Ochsen und vor nichts zurückweichen. Sie lieben die Sümpfe und lagern darin, wie die Wildschweine, was ihre natürliche Häßlichkeit noch erhöht. Die Kühe werden gemolken und der aus der Milch bereitete Käse ist delikate. Von Piperna gelangt man über 2 Poststationen nach Terracina, der letzten Stadt des Kirchenstaates. Sie liegt äußerst anmuthig am Meere. Ihre Einwohner scheinen wie alle der Gegend sehr arm zu sein. Eine Stunde außerhalb der Stadt überschreitet man die Grenze und betritt den Boden des Königreiches Neapel. Alles verändert sich mit einem Schlage und der

erste Eindruck des Landes ist überaus günstig: prächtige Wege, alles Land urbar gemacht und bebaut, offenes Feld und Ebenen statt der mehr gebirgigen päpstlichen Länder; mit einem Wort, man kommt in das schönste und fruchtbarste Land der Erde. Nur schade, daß der Volkscharakter dem nicht entspricht! Diese in einem gleichsam himmlischen Lande wohnenden Menschen sind die schlechtesten, spitzbübischsten und faulsten auf der ganzen Welt. Leute jeder Art, jeden Alters, jeden Geschlechtes, reich oder arm — keiner arbeitet je; den ganzen Tag thun sie nichts anderes als herumlungern, spielen &c. und die Abende verbringen sie bei ihren Geliebten. Doch, ich komme von meiner Reisebeschreibung zu sehr ab. Die erste Stadt auf neapolitanischem Boden ist Fondi, unbedeutend und schlecht gebaut, aber Bischofsitz. Auch Tiri, eine andere Stadt, verdient kaum erwähnt zu werden, es sei denn wegen ihres Schmutzes, welcher alles übertrifft, was ich bisher gesehen habe. In dem hübschen Mola befindet sich die erste Zollstätte; es wird sehr genau visitirt. Die umgebende Campagna ist ein entzückender Garten, auf's anmuthigste bepflanzt mit Orangenbäumen, Myrthen, Granat- und Lorbeerbäumen &c., zwischen denen Jasmin und andere Sträucher wachsen, welche fast immer in vollem Blüten Schmuck prangen. Das Meer, welches diese Stadt bespült und sehr fischreich ist, trägt wesentlich dazu bei, dieselbe wohlhabend zu machen und ihre Lage zu verschönern. Von Mola an trifft man zahlreiche antike Bauwerke, Villen, Aquäduce, Ueberreste von Theatern. Weiter gelangt man nach St. Agathe, wo wir übernachteten. Am folgenden Tag erreichten wir Capua, eine Stadt von kriegerischem Aussehen, weil hier ein Militärlager ist. Von Capua bis Neapel sind noch 2 Poststationen. Wir kamen gerade zum Nachtessen hier an. Die Stadt ist sehr groß, stark bevölkert und hat eine wunderschöne Lage.“

Unsere Reisenden beabsichtigen, vier Wochen hier zu bleiben. Sie sind mit hochgespannten Erwartungen gekommen; die Jahres-

zeit ist die beste und sie haben die Taschen voll Empfehlungsbriefe an interessante Leute und hohe Herrschaften. Und was die Natur betrifft sind sie nicht enttäuscht worden. „Die ganze Landschaft“, schreibt der keineswegs empfindsame Herr Leonhard, „ist ein großer wohlgepflegter Garten; die Natur scheint das beste und mannigfaltigste was sie hat, hier ausgebreitet zu haben. Die Lage der Stadt ist unvergleichlich. Das Meer erscheint auf's wohlthuendste begrenzt durch die Insel Capri, welche dem Auge einen Ruhepunkt bietet, so daß sich der Blick nicht in's unendliche verliert. Und der Besuch und die ganze Kette der Berge, welche sich in's Meer senkt, rahmen das Bild in höchst malerischer Weise ein. In diesem eng begrenzten Landstrich findet sich eine Fülle der interessantesten Dinge beisammen. Jedermann ist entzückt von der Schönheit der Aussicht, der Naturfreund findet in der Umgebung und am Besuch, in den kalten und warmen Bädern von Puzzuoli und Bajae, in der Fruchtbarkeit der Ebene ein reiches Feld für Entdeckungen und die manigfachen Anlässe, den Reichthum der Natur zu bewundern. Der Alterthumsfreund aber sieht in den wieder ans Licht gebrachten Städten Herculaneum und Pompeji, in den Resten der Tempel und Paläste die Werke und Gestalten der großen Zeit des alten Roms vor seinen Augen aus dem Schutt erstehen.“ Ueber den Charakter des Volkes aber hat sich Herrn Leonhards Urtheil während seines Aufenthaltes in Neapel nicht gebessert. Am 9. Juni schreibt er an den Vater:

„Betrachten wir den Nationalcharakter. Wie viel könnte man von ihm erwarten und wie wenig entspricht er dieser Erwartung! Wahrlich, man möchte glauben, daß sich hier die ganze Canaille der Welt beisammen finde. Vom Herrscher bis zum letzten Untertan, die Priester mit inbegriffen, haben alle einen so schlechten Charakter, daß er nicht schlimmer sein könnte. Unwissend, bigott, nur äußerlich religiös, grob und hinterlistig gegen jeden, welchen sie fangen zu können meinen — das ist ohne Uebertrei-

bung der Nationalcharakter. Der König selbst¹⁾ hat mit Ausnahme der letzten alle diese schönen Eigenschaften. Er scheint trotz seiner 23 Jahre noch ein Kind zu sein und hat doch wieder graue und weiße Haare, so daß man ihn für einen 40jährigen Mann halten könnte. Er lebt nur seinen Vergnügungen, unter denen die Jagd den ersten Rang einnimmt. Der Staat liegt ihm wenig am Herzen, und er befindet sich stets in Portici und nie oder äußerst selten in der Hauptstadt. Die Staatsgeschäfte werden alle von Fremden besorgt und wie es scheint nicht allzugut. Glücklicherweise ist das Volk sehr friedliebend und scheint zufrieden zu sein, wie jedes Volk Italiens es ist, vorausgesetzt daß es drei Dinge hat: Farina, furca und festivi. Der Hof scheint hier keine brillanten Einkünfte zu haben, und doch spielt derjenige von Turin mit noch viel geringeren Einkünften eine weit größere Rolle. Die Paläste des Königs sind in der Hauptstadt wie auf dem Lande große Gebäulichkeiten, aber weder majestätisch noch fürstlich ausgestattet. Ueberhaupt weiß man nicht, wohin seine Einkünfte gehen. Das prächtige Schloß, das man in Caserte baut und das nicht seines gleichen hat, wird ganz auf Kosten des Königs von Spanien errichtet, da der hiesige nicht die genügenden Mittel besitzt. Es gibt in Neapel Principe, die es ihrem Herrscher in den Ausgaben für den Haushalt, die Zahl ihrer Bedienten und Livreen und die Ausstattung ihrer Paläste gleich thun. Doch muß man wissen, daß der neapolitanische Adel ganz außerordentlichen Aufwand treibt. Uebrigens soll großer Reichthum vorhanden sein."

Die Reisenden sehen die Fronleichnamsprozession welche, unter Theilnahme des Königs und des Erzbischofs mit Entfaltung großen Glanzes und erstaunlicher Farbenpracht gehalten wird; sie be-

¹⁾ Es war der unfähige Ferdinand I., der Freund der Fischer und der Jäger, an dessen Stelle seine Gemahlin Caroline Marie regierte, welche ihrerseits unter dem Einfluß des Engländers Acton und der berühmten Lady Hamilton stand.

dauern nur, daß der Mangel an Ordnung den Gesamteindruck beeinträchtigt, was übrigens von allen öffentlichen Schaustellungen in Italien gilt. Selbstverständlich besteigen sie den Vesuv, sie klimmen im Nebel auf ödem steinigtem Wege bergan, aber bald löst sich der Nebel auf und sie sehen Feuer und Rauch aus dem Krater steigen und hören das Niederprasseln in die Luft geschleuderter Steine. Herr Leonhard kommt so müde zurück, daß er versichert, er würde den Berg nicht mehr besteigen, auch wenn er Gold spiee, was aber nicht hindert, daß er nach etlichen Tagen eine neue Besteigung plant. Indessen wird der Aufenthalt in Neapel rascher abgebrochen, als ursprünglich beabsichtigt war; der Grund ist nicht leicht zu errathen. Ludwig XV., der König von Frankreich, der Vetter des Königs von Neapel und Sicilien war am 15. Mai gestorben; der Hof ordnet in Folge dessen eine viermonatliche Landestrauer an, und in allen hoffähigen Kreisen bewegt sich von Stund an alles was männlich ist, in schwarzem Tuchrock. Der Seidenjammet unserer Zürcher ist mit einem Mal nicht mehr salonfähig, und wo sie in eine Gesellschaft treten, werden sie interpellirt, warum sie sich der vorgeschriebenen Ordnung nicht fügen. Aber nun auch noch einen schwarzen Tuchrock machen zu lassen, scheint Herrn Leonhard zu viel, er verschmerzt daher die Bekanntschaft des Cardinals Orsini und anderer hoher Herren, an welche er empfohlen war, und kehrt der „schönsten Stadt der Welt“ den Rücken.

Aber Andenken würden unsere Reisenden doch gerne mitnehmen, theils um sich in späteren Jahren noch derselben zu erfreuen theils weil, wie Herr Leonhard meint, in Zürich die Meinung besteht, wer nicht eine Tasche voll Merkwürdigkeiten von der Reise mitbringe, sei ein Dummkopf, der es nicht der Mühe werth gefunden habe, die Augen zu öffnen.

Herr Schinz hat allerlei naturwissenschaftliche Merkwürdigkeiten erhascht und sich insbesondere eine bemerkenswerthe Samm-

lung von Seethieren angelegt¹⁾). Herr Leonhard hätte große Lust, etwas ähnliches zu thun. Am liebsten würde er Stiche sammeln, aber das ist eine theure Sache; unter 40—60 Louis neufs läßt sich nichts ordentliches zusammenbringen. Der Vater, den er um sein Urtheil ersucht, kann sich nicht recht für die Sache erwärmen und stellt ihm nur 10—20 Zechinen zur Verfügung. In der Antwort bemerkt Leonhard: „Herr Schinz besitzt für ungefähr 8 Zechinen Stiche. Die Mehrzahl derselben, in einen Band gebunden, ist ihm von dem Bischof von Como geschenkt worden. Ich weiß nun nicht recht, was ich thun soll.“ Schließlich verzichtet er auf jede Art von Sammlung und begnügt sich damit, um 2¹/₂ Zechinen eine Ansicht von Rom zu kaufen. Für den Vater nimmt er von Neapel eine Tabacksdose aus geschliffenem Stein mit.

Auf der Rückreise von Neapel nach Rom stößt unseren Freunden der erste und einzige kleine Unfall zu, indem ihr von 6 Maulthieren gezogener Wagen in einem Walde derart im Noth stecken bleibt, daß sie die ganze Nacht auf demselben Fleck verharren müssen. Zum Glück sind keine Briganten in der Nähe, sonst würde wohl Herr Leonhard trotz seinem Degen, den er einmal erwähnt, ausgeplündert worden sein. Sie kommen jedoch wohlbehalten nach Rom, wo sie noch vier genußreiche Wochen verbringen — viel zu wenig freilich nach dem Urtheil des jungen Schultheß, der gehofft hatte, von seinem Vater die Erlaubniß zu einem mindestens viermonatlichen Aufenthalt zu erlangen; er mußte sich nun mit 2 Monaten im ganzen begnügen. Die Briefe geben über diesen zweiten römischen Aufenthalt so wenig Einzelheiten wie über den ersten; daß aber die ewige Stadt ihres Eindruckes auf ihn nicht verfehlt, verräth unter anderm die charakteristische Stelle: „nirgends gibt es so prachtvolle Paläste, so maje-

¹⁾ Nach seiner Rückkehr schenkte er dieselbe der damals noch jungen „naturforschenden Gesellschaft“ als werthvollen Bestandtheil ihrer Sammlungen.

statische Kirchen, die von Gottheiten erbaut zu sein scheinen und die auch demjenigen, welcher eine in äußerlichen Schaustellungen sich ergehende Religion tadelt, Bewunderung abnöthigen."

Von Rom soll die Reise zunächst nach Livorno gehen, wo ein Aufenthalt von 8 Tagen in Aussicht genommen ist. Hatte auch Herr Leonhard auf der ganzen Reise nicht versäumt, den geschäftlichen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zu schenken, insbesondere sich über die Seide, ihre Verarbeitung, die Preise und die Ernteaussichten zu informiren, so hielt er es doch für geboten, sich in der damals bedeutendsten Handelsstadt Italiens noch einige Tage ausschließlich diesen Interessen zu widmen, und das um so mehr, als er voraussah, seinen Bestimmungsort Bergamo erst nach der Seidenernte zu erreichen. Die Briefe lassen uns jedoch für diesen Abschnitt der Reise im Stich; offenbar sind einige verloren gegangen. Die erste Nachricht stammt aus Florenz, datirt vom 23. Juli. Die Republik Lucca erinnert bezüglich der Größe der Stadt, der öffentlichen Ordnungen und des Lebensstils unsere jungen Zürcher an ihre Heimat. Seltamer Weise macht ihnen Florenz einen düsteren Eindruck, „wohl wegen des dunkeln Steines, aus welchem die Häuser gebaut sind“, meint unser Brieffschreiber.

Am 15. August verlassen sie die Arnostadt. „Der Weg“ berichtet Herr Schultheß, „führt durch eine große wohlbebaute und sehr fruchtbare Ebene. Hanffelder dehnen sich zu beiden Seiten der Straße, ein Hauptprodukt des Landes, auch trifft man reichlich Weinreben und an einer Stelle Obstbäume in großer Zahl, was in Italien eine Seltenheit ist. Leider hat die ungewöhnliche Hitze und der Staub, von welchem auch wir sehr belästigt werden, den Boden so ausgetrocknet, daß die Blätter der Bäume welk geworden sind und abfallen wie im Herbst; auch die Weinrebe hat von der Trockenheit gelitten.“ In Bologna, von dessen 200 Kirchen und republikanischer Verfassung trotz der Zugehörigkeit zum Kirchenstaat in einem früheren Briefe die

Rede war, halten sich die Reisenden dies Mal nicht auf, sondern eilen durch eine vielfach sumpfige und unfruchtbare Gegend hinunter nach Ferrara. Die stattlichen Häuser und schönen Straßen dieser Stadt erfreuen ihre Augen, ebenso die überaus malerische Lage an einem kleinen Seitenarm des Po. Leider ist Ferrara entvölkert, die Größe dieser Stadt liegt in der Vergangenheit. Folgenden Tages besteigen die Beiden ein Schiff und fahren zunächst hinaus in den Strom, dann gleiten sie zwischen den herrlichsten Ufern, wo immer neue malerische Ausblicke sich öffnen, dahin, bis die Sonne sinkt und die Sterne sich im Wasser spiegeln. Sie legen sich schlafen und erwachen in den Lagunen von Venedig. Herr Leonhard kann sich dem eigenthümlichen Zauber nicht entziehen, welchen diese wunderbare Stadt auf jeden Besucher ausübt, aber er empfindet auch wie so Viele den seltsamen Widerstreit des heiteren und düstern in ihrem Bilde, welcher eine einheitlich frohe Stimmung nicht aufkommen läßt.

Hier entschwinden mit einem Male am 20. August 1774 unsere beiden Freunde im schwarzen Sammetrock und Dreispitz, mit dem Degen an der Seite und dem Zöpfchen im Nacken unseren Blicken. Was würden sie sagen, wenn sie ihre Reise heute in unserer Gesellschaft wiederholen könnten, viel bequemer als selbst mit Postpferden, rascher, unendlich viel rascher und doch ohne die Nöthigung, sich den Schlaf zu verkümmern, ohne Besorgniß wegen der Kleidercensur und ohne Bedenken, Ansichten zu kaufen nach Herzenslust, ja mit Blickeiseile selbst solche zu verfertigen? Wie würden sie staunen! Aber ob es ihnen nach dem ersten Entzücken besser gefallen würde unter ihren Urenkeln? Es war eben damals doch die „gute alte Zeit!“

